

Retter fokussiert in seiner Arbeit strukturell auf drei Schwerpunkte: zum ersten auf den historischen und publizistikwissenschaftlichen Kontext des Erscheinens der Jungen Kirche, der die Entstehungsgeschichte, Einflüsse auf die Zeitschrift und ihre Stellung innerhalb der evangelischen Presse sowie die redaktionellen und verlegerischen Rahmenbedingungen ihres Erscheinens umfasst. Zu den „geistigen Grundlagen“ der Zeitschrift zählt u. a. Söhlmann, dessen Leben und Werdegang ausführlich dargestellt werden, aber auch das Verlagshaus Vandenhoeck & Ruprecht, das ein besonderes Augenmerk auf die „Junge Kirche“ hatte. Zum zweiten untersucht Retter die sprachlichen Darstellungsformen, Aussagemittel und Methoden der Zeitschrift, v. a. im Hinblick auf die Umgehung der nationalsozialistischen Pressezensur. In einem umfangreichen Unterkapitel über die Beitragsleistung der „Jungen Kirche“ zur Bekenntnisbildung kommen zahlreiche theologische Aspekte zur Sprache, die die Charakteristik der „Jungen Kirche“ ausmachten und diese sehr differenziert beleuchten. So trug, um nur ein Beispiel zu nennen, die „Thematisierung der ökumenischen Bewegung durch die ‚Junge Kirche‘ [...] zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus bei“ (204) – laut Retter v. a. auf Grund der Toleranz, des politischen und sozialen Engagements und der Internationalität der ökumenischen Bewegung, die in der Berichterstattung der Zeitschrift positiv aufgenommen wurden und damit zu einem Widerspruch gegenüber den deutschen Verhältnissen anregten. In einem dritten Schritt erörtert Retter die Geschichte und Haltung der „Jungen Kirche“ in der Zeit 1936 bis 1941, besonders die „fromm-erbauliche“ Tendenz der Zeitschrift in diesen Jahren vor dem Hintergrund der „völkisch-national[en] und bellizistisch[en] Richtung“ der „Jungen Kirche“ – so die entsprechenden Kapitelüberschriften.

Die von Retter vorgelegte Studie erhellt nicht nur das eher marginal ausgeleuchtete Gelände der konfessionellen Presse im nationalsozialistischen Staat, sondern exemplifiziert eloquent und mit großer Tiefenschärfe die Geschichte und Haltung der BK, besonders ihres moderaten Flügels, zum NS-Staat sowie ihre innerprotestantische Stellung. In der Perspektive einer Zeitschriftenanalyse eröffnet die Arbeit neue Einblicke in die Vielschichtigkeit der evangelischen Kirche im Nationalsozialismus und hält manche Enttäuschung, aber auch Überraschung im Hinblick auf die häufig generalisierte Oppositionshaltung der BK bereit.

Bensheim

Gisa Bauer

*Inken Schmidt-Voges (Hg.): Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850, Köln u.a.: Böhlau 2010, 328 S. m. 10 Abb., ISBN 978-3-412-20539-3*

Ehe und Familie befinden sich, wie täglich zu lesen ist, im Umbruch. Umstritten ist, was die Ehe ausmacht, was Familie ist und sein soll, welche Freiräume beiden als Institutionen des Privaten gegenüber dem Staat zukommen sollen. Daß sie wie das ganze Haus in der Frühen Neuzeit keine statischen Einrichtungen waren, gehört zu den Prämissen und grundlegenden Ergebnissen des Bandes von Inken Schmidt-Voges. Die Trias – Ehe, Familie, Haus – versteht sie als eine „gesellschaftliche Grundeinheit mit der Pflicht zur Erziehung und Versorgung“ (21). Um 1800 sei die Ausbildung der Sittlichkeit in der Familie betont worden und habe sich das Verhältnis zum „Staat“ gewandelt: Er sei auf die Rechtsaufsicht begrenzt worden, wobei der Hausvater als Bindeglied fungiert habe. Gegen Meistererzählungen vom Übergang vom „Haus“ zur „Familie“ setzt Schmidt-Voges lebensweltliche Gleichzeitigkeiten, die Langlebigkeit tradierter Muster und die Relevanz der sozialen Umgebung.

Drei große Themenkomplexe gliedern den Band. In den „Forschungsperspektiven“ fragt Siegrid Westphal nach der Mädchenbildung und -erziehung, die in der Frühaufklärung gerade im mitteldeutschen Raum gefördert worden sei. Sie verweist auf die inneren Widersprüche der Forschung, die etwa die Institutionalisierung der Schulbildung stets positiv, ihre Ergebnisse aber negativ bewertet habe, weil sie geschlechtsspezifisch geprägt waren. Doch trotz des angeblichen weiblichen „Bildungsnotstandes“ hätten viele Frauen als Schriftstellerinnen, Journalistinnen, Schulleiterinnen oder Lehrerinnen wirken können. Die Forschung dürfe sich künftig nicht allein auf die „aufklärerischen Diskurse und die obrigkeitlichen Institutionalisierungsbemühungen“ konzentrieren, sondern müsse die Aufklärung „als umfassenden Bildungsprozess“ einschließlich der Selbstbildung verstehen (69).

Michaela Hohkamp untersucht die von M. Foucault publizierte Rechtfertigungsschrift des Mörders Pierre Rivière auf Ehe, Haus und Familie als „gesellschaftliche Schlüsselbeziehungen“ (31). Die soziale Umgebung und insbesondere die Eltern der Eheleute besaßen, so ein wirklich verallgemeinerbarer Befund, Einfluß auf die Eheschließung und den Ehealltag. Die Ehe habe „offene Ränder“ gehabt und im Grunde aus „viele[n] Ehen“ bestanden (47). Dagegen habe die Forschung die Kleinfamilie als gänzlich abgeschottet begriffen und zur „ultima ratio der westlichen Industriegesellschaften erklärt“ (35). Im konkreten Fall

gab es zahlreiche Konflikte, zumindest aus der Sicht des Täters. Er tötete seine Mutter und Geschwister, weil er die von den Eltern gelebten „Konzepte von Ehe, Familie und Haus“ abgelehnt und „die Deutungshoheit für sich in Anspruch“ genommen habe (47). Das ist freilich die Hybris des Mörders. Folgerichtig lautet eine Zwischenüberschrift „der Sieg der Feder“ (39).

Nacim Ghandbari präsentiert ethnologische Forschungen von Claude Lévi-Strauss und Franz Boas. Damit geht es insbesondere um Verwandtschaftsbeziehungen südafrikanischer Gesellschaften. Diese Ergebnisse sieht sie, ein methodisch nicht hinterfragter Schritt, von Romanen und Texten wie von Theodor Fontane oder Gustav Freytag belegt: Ghandbari spricht von der „Häuser-Literatur“ (86) des Wilhelminismus. Ein gesonderter Teil beleuchtet die Autobiographie des Bankierssohns Paul Wallich.

„Strategien in Gesellschaft und Ökonomie“ – das meint hier Einstellungen, Verhaltensweisen, Mechanismen des Zusammenlebens. Es ist der homogenste Part des Bandes. Evelyne Luef geht in einer mikrogeschichtlichen Studie der Wahrnehmung häuslicher Gewalt und dem Vorgehen der Gewalt ausübenden Ehemänner, der Ehefrauen und der Obrigkeit in einer Gemeinde bei Wien nach. Letztere, der Markt, schritt häufiger als bisher angenommen ein – wenngleich erst nach jahrelangen massiven Vorfällen. Er habe sich um Ruhe und Ordnung gesorgt. Bei dieser anschaulichen und lehrreichen Analyse überrascht jedoch die abschließende Betonung der „beachtliche[n]“ Handlungsspielräume der historischen Subjekte (120). Schließlich befanden sich die Frauen und Kinder, auch wenn eine zeitgenössisch andere Wahrnehmung von Gewalt zugrundegelegt wird, in durchaus lebensbedrohlichen Notlagen und blieb ihnen trotz Interventionen des Rats letztlich nur die Flucht zu Verwandten. Und wo liegen die Handlungsspielräume eines durch den prügelnden Vater zum „krippel“ gemachten Kindes (116)?

Alice Velková analysiert das „Familieninteresse“ in der ländlichen Gesellschaft Böhmens anhand des Umgangs von Familien mit ihrem Hofbesitz. Besitzkontinuität, wirtschaftlicher Gewinn, Migration und sozialer Aufstieg sind hier die Parameter. Auch Josef Grulich konstatiert eine erhebliche soziale Mobilität. Eindrucksvoll analysiert er anhand der Eheverträge aus der Herrschaft Třeboň/Wittingau die Mechanismen des dörflichen Heiratsmarktes. Grulich betont u. a. die zentrale Bedeutung des elterlichen Votums im Falle lediger Brautleute, die größeren Handlungsspielräume der Witwer, die Position in der Geschwisterfolge, die sozioökonomischen Verhältnisse, die (un)-

eheliche Herkunft und die rechtlicher Rahmenbedingungen. Die jeweiligen Strategien seien stets in einem „mehrdimensionalen familiären Kontext“ zu verstehen (159).

Ulrike Plath beschäftigt sich noch einmal mit der Hausväterliteratur. Mit dem Baltikum betritt sie jedoch ein wenig erforschtes Terrain. Ein baltischer Sonderweg zeigt sich i. E. in einem besonderen, aristokratisch geprägten Lebensstil und in der Hausväterliteratur selbst, die den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend an die Gutsverwalter adressiert gewesen sei. „Hausvater“ und „Hausmutter“ fehlten weitgehend. Es sei somit ein anderes, in gewisser Weise auch transnationales „Haus“. Etwas mißverständlich ist allerdings die Rede von der „deutschen“, „deutschsprachigen“ oder auf das „deutschsprachige Ausland“ (191 ff.) bezogenen Hausväterliteratur im Vergleich zur baltischen, die meist ebenfalls in deutscher Sprache erschien.

Ein breites Spektrum eröffnet Teil drei, „Inszenierungen in literarischen Kontexten“. Während die Idee der „romantischen Liebe“ in den Grulichschen Quellen erst langsam im 19. Jahrhundert greifbar wird, zeigt Fridrun Freise ihren Siegeszug in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts anhand von Hochzeitsgedichten. In ihnen wurde ein „gesellschaftlicher Minimalkonsens“ formuliert (284). Anders die Romanliteratur: Hier, so Andrea Albrecht in ihrem instruktiven Aufsatz über Entwürfe weiblichen Lebens im Werk Therese Hubers, konnte „probeweise Zukunft entworfen“ werden (313f.). Huber sei es um die „Entscheidungssouveränität“ der Frauen gegangen (286) – um die Wahl zwischen Ehe und Mutterschaft oder einem Leben als Ledige. Angesichts einer steigenden Zahl unverheirateter, oft in bedrängter Lage lebender Frauen sollten auch sie Anerkennung und die Möglichkeit finden, sich nützlich zu machen. Damit zeichnet Huber – ohne eine der Jungen- vergleichbare Mädchen-erziehung zu fordern – das Modell einer anders verfaßten Gesellschaft, der im Roman bereits fiktive Umsetzungsmöglichkeiten erwachsen konnten.

Jacob Michael Reinhold Lenz' Reformprojekte, die er an die deutschen Monarchen bzw. die französische Regierung adressierte, hätten mit der Armee auch die Familie grundlegend verändert, so David Hill. Lenz habe eine Reform der Nation gewollt und ein Zeitalter der sozialen Harmonie versprochen, das aber mit einer repressiven und instrumentellen Kontrolle des Privaten erkaufte worden wäre. In einem auf Tagebuchaufzeichnungen und Briefen basierenden Aufsatz geht Iris Carstensens der Selbstthematisierung eines holsteinischen Landadligen als Vater und der Rolle seiner Hausgemeinschaft nach.

Insgesamt versammelt der Band interessante und lesenswerte Beiträge, die das Nebeneinander verschiedener Lebenswelten und Entwicklungen auch durch die verschiedenen, sich ergänzenden Forschungszugriffe kenntlich machen. Zum Haus ist demnach noch viel zu sagen.

Jena

Astrid Ackermann

Uwe Rieske (Hg.): *Migration und Konfession. Konfessionelle Identitäten in der Flüchtlingsbewegung nach 1945*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2010 (Die Lutherische Kirche. Geschichte und Gestalten 27), 364 S., Hardcover, ISBN 978-3-579-05782-8

Unter dem Titel „Migration und Konfession. Konfessionelle Identitäten in der Flüchtlingsbewegung nach 1945“ erschien 2010 im Gütersloher Verlagshaus die Dokumentation einer Tagung der Historischen Kommission des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes (DNK/LWB). Die vierzehn Beiträge des Bandes untersuchen die konfessionellen Prozesse und Verschiebungen, die das Flucht- und Vertreibungsgeschehen seit Ende des Zweiten Weltkrieges in den westdeutschen Landeskirchen sowie in Österreich ausgelöst hatten.

Nach einer Einführung des Herausgebers über die evangelischen Deutschen im Dobriner Land stellt Bernhard Parisius ausführlich konfessionelle Wandlungsmotive der Heimatvertriebenen nach ihrer Ankunft im Nachkriegsdeutschland dar. Sowohl die Wahl des Aufnahmeortes als auch die Binnenwanderung waren vom Faktor „Kirche“ wesentlich mitbestimmt, sodass 1961 die alten Konfessionszonen fast wieder hergestellt waren und weniger Vertriebene in der Diaspora lebten als 1950.

Im Beitrag von Friedrich-Otto Scharbau werden die Entwicklungen verschiedener evangelischer Räte, Gruppierungen und Verbände bis 1945 dargestellt, um so die Ausbildung einer lutherischen Identität nachzuweisen.

Der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union widmet sich der Beitrag Wilhelm Hüffmeiers. Nach fünf konzisen Vorbemerkungen zur Forschungslage beschreibt der Autor unter dezidiert konfessionellen Gesichtspunkten die Schwierigkeiten der verschiedenen Konfessionen (lutherisch, uniert und reformiert) und deren Wesensmerkmale in den Aufnahmegemeinden. Wenn auch hierbei zumeist Lutheraner auf Lutheraner trafen, gilt es dennoch, auf Phänomene wie die topografische Verteilung der Vertriebenen, die Ausbildung liturgischer Parallelstrukturen und auf andere Probleme bei der Eingliederung

evangelischer Lutheraner der APU in VELKD-Gemeinden hinzuweisen.

Ein ähnliches Themenfeld bearbeitet Marion J. Wetzel, die das Aufeinandertreffen von Vertriebenen und Alteingesessenen in Schleswig-Holstein beschreibt. Auch sie rückt die ersten Eindrücke der Vertriebenen, die Mentalitätsunterschiede und das gottesdienstliche Leben in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung, verfolgt aber einen anderen methodischen Ansatz, indem sie mit Zeitzeugeninterviews arbeitet.

Der Gruppe der geflohenen und heimatvertriebenen Pfarrer widmet sich der Beitrag von Inge Mager. Sie geht bei ihrer „Elitenforschung“ besonders auf die von 1946 bis 1951 geleistete theologische Integrationsarbeit ein, die Rudolf Schneider und sein Team fünf Jahre lang in den Preetzer pastoraltheologischen Kursen für die gesamte Schleswig-Holsteinsche Nachkriegskirche durch das Zusammenführen von Ost- und Westpfarrern verrichteten.

Wie aus einer Munitionsanstalt ein Gemeinwesen für Flüchtlinge wurde und welchen Beitrag die evangelische Kirche hierbei leistete, nimmt Ernst Kreutz in seinem Text über die Flüchtlingsstadt Espelkamp in den Blick.

Auch in rein katholische Gebiete gelangten durch Flucht und Vertreibung protestantische Flüchtlinge; 1953 war im katholischen Bayern jeder dritte Evangelische ein Heimatvertriebener. Den damit in Zusammenhang stehenden Problemfeldern widmet sich der Beitrag Helmut Baiers. Der Anstieg der Gläubigenzahl, die Gründung neuer Gemeinden sowie die Integration und der geregelte Einsatz der Ostpfarrer werden thematisiert. Die evangelische Kirche installierte 1948 einen eigenen „Beauftragten für die kirchliche Vertriebenenarbeit in Bayern“, dessen Aufgabe die Eingliederung der Zugezogenen in die jeweilige Landeskirche war. Deshalb gab es auf diesem Gebiet nur vier Vertriebenen-Sonderveranstaltungen im Jahr mit Bezug zur alten Heimat.

Ein weiteres katholisches Land – Österreich – rückt Rudolf Lech in den Mittelpunkt. Auch wenn evangelische Migranten hier an den äußeren Größenverhältnissen wenig verändert haben, so war ihr Einfluss auf die Evangelische Kirche im Inneren erheblich. Sie haben vielen Gemeinden und der Gesamtkirche „Rückgrat und echte Substanz in Frömmigkeit und Engagement im Gemeindeleben gegeben“. Dies gilt vor allem in den Diasporagemeinden. Die Nachkommen der Heimatvertriebenen stellen noch heute einen hohen Anteil an Pfarrern, Theologen und aktiven Laien.

Intensiv setzt sich Hans Otte mit der Integration der Heimatvertriebenen im Emsland und Ostfriesland auseinander. Hier ste-